

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Dorfbegräbnis  
**Autor:** Passavant, Peggy  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669896>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

### Bauernbegängnis.

Hebt ihn auf und tragt ihn fort,  
Schal sind Lieder, leer das Wort,  
Nur den Sang der Brunnenröhren  
Darf er unterm Sargtuch hören.

Tragt ihn fort und schreitet sacht,  
Denn des Toten Seele wacht.  
Wo die Ackerbreiten träumen,  
Graue Träger, mögt ihr säumen.

Einmal noch mit welchem Mund  
Grüßt der Pflüger Halm und Grund,  
Einmal noch mit steifen Händen  
Muß er seinen Segen spenden.

Was ihm blühte, was er litt,  
Schnell verwischt sind Spur und Tritt,  
Doch das Segenswort des Frommen  
Hat die Erde aufgenommen.

Alfred Suggenberger.

### Dorfbegräbnis.

In Schwaben gibt es ein kleines, weltabgele-  
genes Dörfchen — Mühlheim. Still und ver-  
träumt liegt es auf einer Hochebene hingestreckt,  
während unten durch die grüne Frühlingsland-  
schaft die Donau fließt. Zwei Wanderer klim-  
men den Berg hinan und befinden sich mitten  
auf der langen Dorfstraße. Sie zücken ihre  
Photoapparate, begeistern sich über die Pracht  
des alten Rathauses, über die malerischen  
Durchblicke ins bunte Hügelland. Um plätschern-  
den Brunnen wandern sie vorbei, erfreuen sich  
an den flachsköpfigen Kindern, und an den  
Hühnern, die auf hohen Misthaufen in der  
Sonne hocken. Alles ist ja da, was es in solch  
einem Dörfchen zu sehen gibt. Nur eines fehlt  
— die Menschen. Wo sind sie? Verschwunden  
— kein Mann, keine Frau weit und breit. Viel-  
leicht ein verwunschener Ort, der in seiner Ver-  
träumtheit in einen hundertjährigen Schlaf ge-  
sunken ist.

Nun schreiten sie durchs Ausgangstor, und  
dort an einem offenen Platz, umringt von ein  
paar Schwarzgekleideten, steht ein schlichter  
Sarg. Ohne jegliche Prätenfionen ruht er da  
auf der Erde, und die Trauernden warten. Die  
Fremden setzten sich unter die alte Linde, und  
auch sie warten — auf die Menschen von Mühl-  
heim. —

Da kamen sie, erst einzelne, aus den Gäßchen  
heraus, die strahlenförmig zum kleinen Trauer-  
plaz zuliefen. Dann immer mehr —, aus  
allen Türen, von jeder Ecke erschienen die dunk-  
len Gestalten. Und alles strömte zum Sarge  
hin. Ein Leichenwagen, mit weißen Papierrosen  
geschmückt, stand diskret etwas abseits, während  
der Pfarrer, begleitet von zwei weißbekutteten  
Chorknaben, als letzter zum Grüpplein trat.

Auch hier ging also das Leben seinen Gang.  
Die Linde trieb ihre ersten grünen Blättchen,

unbekümmert um das Sterben und Geboren-  
werden.

Hier hatte ein Unbekannter sein Leben be-  
schlossen, hatte gehofft, gestrebt, vielleicht ver-  
sagt, vielleicht errungen — wer weiß? Und der  
Tod hatte „halt“ gesagt. Die beiden auf der  
Bank fühlten sich dem Heimgegangenen plötzlich  
nah, verbunden — und aus dem Holzjörglein  
schien es heraus zu warnen: „Memento mori“.  
Aber zugleich war da die frohe Forderung:  
„Freut euch des Lebens!“

Die Trauerlieder klangen herüber durch die  
klare Frühlingsluft. Der kleine Chor sang mu-  
tig a capella den Choral zu Ende.

Eine Gans, angezogen vom Singen, und das  
Ungewöhnliche, das hier vor sich ging witternd,  
watschelte über die Pflastersteine mit lautem  
Gegacker. Es tönte grotesk und störend mitten  
hinein in die Kirchengefänge. In diesem Ruf des  
Tieres war etwas Hilfloses, tief Trauriges. —  
So wie es manchmal aus den Kehlen der Crea-  
tur klingen kann — wenn sie rätselhaft vorm  
Lun der Menschen steht und etwas ihr Unbe-  
greifliches, Schauerliches ahnt.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein  
kleiner Schritt. Auch dem Leichenzuge dort haf-  
tete trotz allem Rührendem Absurdes an, wie  
er nun den Ausbruch antrat und durch das alte  
Tor seinen Weg nahm. Erst die Männer —  
gespenstige, lange Gestalten in enganliegenden  
Hosen und hohen Zylindern. In spärlichen  
Grüppchen gingen sie dem Trauerwagen nach.  
Dann die Frauen, als breite, schwarze Masse  
wirkend, zusammengedrängt und hastig eilend  
— besorgt mit den Vorangehenden Schritt zu  
halten.

Der Zug verschwand, nur leises Schlürfen  
hörte man durchs Tor. Das Gänsetier gackerte  
beruhigter vor sich hin — zwei kleine Mädchen

schoben Kinderwagen, in denen neues Leben schlummerte. Tod und Geburt, Ende und Anfang reichten sich auch hier in Mülheim die Hände.

Als die beiden Wanderer zum Rückweg aufbrachen, den steilen Hügel wieder abwärts schrit-

ten, sahen sie nochmals in der Ferne das schwarze Band sich durch die Landschaft winden. Der Leichenzug war noch nicht an seinem Ziele angelangt. Weit war der Weg zum Kirchlein, wo der Tote endlich seine Ruhe fand.

Beggh Passavant.

### Das Verschwinden der Rhone.

Daß die Rhone bald nach ihrem Austritt aus dem Genfersee sich plötzlich in die Erde hineinverliert, um erst einige vierzig Meter weiter unten langsam wieder herauszutreten, ihren sichtbaren Lauf also völlig unterbrechend, das hatte ich einst schon als Knabe staunend vernommen.

Seitdem hat dies Naturwunder meine Neugier erregt, meine Witzbegier beschäftigt, und ich wünschte mir eine Gelegenheit, es mit eigenen Augen zu sehen. Wie ist es nur möglich, daß ein breiter Strom, der soeben einen ganzen See ausgefüllt, auf einmal mir nichts dir nichts in der Tiefe verschwindet? Und das vielleicht schon seit Jahrhunderten. Das mußte ich, wiewohl kein Naturforscher, an Ort und Stelle untersuchen.

Aber nur ja nicht, so wurde mir bedeutet, bei hohem Wasserstand! Im Sommer, wenn die Sonne die Schneemassen und Gletscher schmilzt, wenn die Rhone höher und höher schwillt — dann bedeckt ihre schäumende Flut völlig den Schlund, in dem sie verschwindet — besser also im Winter dorthin nachgehn, wenn der verschlingende Abgrund halb offen liegt.

An einem herrlichen Wintermorgen also führte mich die Bahn von Genf aus bald in eine enge Schlucht, eben breit genug, um die wildbrausende, dem Gefängnis des Seebeckens glücklich entronnene Rhone durchzulassen. Hoch oben in den Felsen laufen zwei Eisenbahnen, zu jeder Seite eine; doch bewegen sie sich mehr in Tunnels als im Freien.

Beugt man sich in den hellen Augenblicken aus dem Zuge hinaus, so sieht man in der Tiefe das unheimlich dunkelgrüne Wasser, rasch vorwärts rollend, seinem Untergange zu.

Rechts ganz hoch über der Bahn hängt an einem Felsen die französische Grenzfestung Fort l'Écluse. Aber wie der Blick verschwindet alles, und man wird wieder verschlungen von einem pechschwarzen, endlosen Tunnel.

Gleich darauf hält dann der Zug in Bellegarde. Hier steigt man aus und begibt sich zum Rhoneschwund; auf schlechten, schmutzigen We-

gen, immer tiefer hinab. Schon hört man das Wasser donnern. Und jetzt öffnet sich vor dem Wanderer ein ungeheures Loch, das die gewaltigen Wassermassen restlos verschlingt. Ja, so ist's in der Tat. Das Loch sieht aus, wie der halboffene Rachen eines Riesenfisches.

Und weiterhin — kein Tropfen Wasser mehr, nur ein leeres Bett, mit großen Steinen ausgefüllt. Ich trete in das trockene Bett, immer umdonnert von dem mit Brausen in der Tiefe verschwindenden Rhonestrom. Man versteht seine eigne Stimme nicht mehr.

Aber wo ist das Wasser geblieben? Fünfzig Schritt weiter unten sickert es so leise und in so geringen Mengen aus dem Flußbett heraus, als ob es eine ganz neue Quelle wäre. Bald darauf jedoch ist wieder der volle schöne und breite Strom da, der seinen Lauf nach Süden fortsetzt, als ob nichts geschehen wäre.

Das wunderbare Ereignis hat an der Stelle stattgefunden, wo die Rhone die Kalkfelsen des Juragebirges durchbricht. Sie hat den unter ihrem Bett lagernden Kalk im Lauf der Jahrtausende ausgelaugt, ausgewaschen und seinen Raum immer mehr erfüllt, bis das Tiefenbett so groß geworden, daß ihr für das obere kein Wasser mehr blieb.

Das gleiche Ereignis wiederholt sich bei vielen Flüssen und Bächen.

So verschwindet ja auch die junge Donau in rätselhafter Weise nicht allzuweit von ihrer Quelle bei Donaueschingen im Schwarzwalde und fließt wesentlich geschwächt weiter ostwärts. Sie hat sich in den zerklüfteten Kalken des dortigen Juragesteines ein unterirdisches Seitenbett ausgewaschen. Aber wohin?

Indem man das Donauwasser mit rotem Anilin oder mit grünem Fluoreszin färbte, stellte man zu wiederholten Malen fest, daß die Farbe im Rhein wieder zum Vorschein kam, genauer in der dem Rhein zufließenden, bei Radolfszell ihn erreichenden Aach. Die Länge des Donau und Aach verbindenden unterirdischen Wasserlaufs beträgt volle 11 Kilometer.

Seit der Entdeckung im Jahr 1877 hat diese